

1. Einleitung

Kybernetik ist ein Schlagwort, das auch im Diskurs der Praktischen Theologie verwendet wird. Seit Manfred Seitz im Jahr 1984 den Begriff in seinem Aufsatz »Missionarische Kirche« benutzt hat, spiegeln sich in diesem Schlagwort große Erwartungen, die in mindestens vier unterschiedlichen Hinsichten erscheinen: zum Ersten soll Kybernetik für eine Theorie der Gemeindepraxis herangezogen werden. So fragt Eberhard Winkler (1998, 55): »Wie lässt sich diese Ordnung so gestalten, dass die allen Gläubigen geschenkten geistlichen Gaben dem Willen Gottes gemäß zur Wirkung kommen?« Im Hintergrund dieser Frage sieht Winkler eine »Problemgeschichte«, die von den Wittenberger Unruhen im Jahr 1521 bis zu einer Gegenwart reicht, in der »volkskirchliche Strukturen zusammenbrechen« (a. a. O., VI). Insgesamt 17 praktische Konzepte wie »Haushalterschaft«, »Geistliche Gemeindeerneuerung« und Gemeinwesenarbeit« sollen helfen, die geistlichen Gaben aller fruchtbar zu machen.

Zum Zweiten wird nicht weniger als der gesamte »Anfang der Praktischen Theologie« mit dem Begriff Kybernetik verbunden. So führt Günter Breitenbach (1994, 27) aus, dass die »wissenschaftliche kybernetische Theoriebildung (...) mit Schleiermachers bahnbrechendem Entwurf einer Praktischen Theologie als Kunstlehre für die Kirchenleitung (beginnt)«.

Zum Dritten deutet sich im Umfeld des Begriffs ein Desiderat an. So prägt Breitenbach die Formel »Kybernetik als vernachlässigtes Fach« (ebd.). Obwohl kybernetische Forschung eine Voraussetzung insbesondere der Praktischen Theologie darstellt, »bleibt das Interesse an der Lehre von der Gemeindeleitung innerhalb der praktisch-theologischen Wissenschaft aber eher gering, die materiale Durchführung im Vergleich zu anderen Gebieten knapp«. Als Grund dafür wird die Auflösung des Zusammenhangs von theologischen und juristischen Perspektiven genannt, die zu einem Verlust der inneren Spannung führe, so dass die Praktische Theologie ihr Interesse am Thema verloren habe (vgl. Breitenbach 1997, 27).

Zum Vierten verbindet sich mit dem Sachgehalt des Begriffs *Kybernetik* die Feststellung, dass die Kirche in der Krise steckt. So konstatiert Ralph Kunz:

»Wer immer sich anschickt, die gegenwärtige Lage der Kirche zu analysieren, und nach ihren Steuerungsmöglichkeiten fragt, verwendet früher oder später das Stichwort Krise.«¹ Eine Krise wird in Relation auf die Strukturen, Ressourcen, Mitglieder und die kommunikative Kompetenz der Kirche analysiert.

In der praktisch-theologischen Diskussion wird oft versucht, eine Kirchentheorie in den Bahnen Schleiermachers und eine Kybernetik, die als eigener Wissenschaftszweig von der Nachkriegszeit bis in die 1970er Jahre wegweisende Erkenntnisse erzielte, zu vereinbaren (s. die Entwürfe von Hermelink und Hauschildt/Pohl-Patalong in Kap. 8.1 bzw. Kap. 8.2). Hier soll jedoch versucht werden, beide Ansätze *auseinander* zu halten. Denn uns scheint, dass an einem entscheidenden Punkt eine Inkompatibilität vorliegt. Schleiermachers Vorgehen beruht auf einer ontologischen Methodologie, die darauf abzielt, das *Wesen* einer Sache zu erforschen. Ein solcher Ansatz versucht m. a. W. herauszubekommen, »wie es ist« (von Foerster 1993, 97). Kybernetik, insbesondere die einer zweiten Ordnung, konzentriert sich dagegen auf die Dynamik allen Geschehens. Sie will Faktoren wie die *Zeit* erforschen, die das Entstehen von Prozessen ermöglichen und eine Ontologie durch eine *Ontogenetik* ersetzen (a. a. O., 104).²

Die Anwendung kybernetischer Erkenntnisse auf die Frage, wie die Kirche gesteuert werden kann, wird von manchen Vorbehalten begleitet. Denn eine Wissenschaft von der Regelung und der Nachrichtenübertragung in Lebewesen und Maschinen, wie Norbert Wiener im Jahr 1948 seine bahnbrechende Publikation im Untertitel genannt hat, evoziert den Verdacht, hier würden vor allem technische Methoden angewandt.³ Können

1 Kunz 2007, 607. Mit Verweis auf Huber 1999, 223ff.

2 Christoph Dinkel weist darauf hin, dass Schleiermacher in seiner Kirchentheorie die drei Schritte einer praktisch-theologischen Methode skizziert habe, die bis heute gültig sind: a) die Anschauung des Gegenstandes, b) die Konstruktion der Aufgabe und c) die Konstruktion eines Verfahrens zur Lösung der Aufgabe (1996, 123). Interessant ist der Vergleich mit der ebenso dreiteiligen funktionalen Analyse, die kybernetisch nutzbar gemacht wird. Wie Luhmann ausführt, ersetzt diese analytische Technik methodologisch zweistellige durch dreistellige Relationen: »Sie vergleicht etwas mit anderem im Hinblick auf ein Problem.« (1982, 9). Während Schleiermachers Methode allerdings sinnhaften Überschuss reduzieren will, um zu der einen tragfähigen Lösung zu kommen, will die funktionale Methode einen Sinnüberschuss gerade erzeugen, um aus den dann entstehenden Möglichkeiten funktionale Äquivalente testweise als vorübergehende Anpassung an vorübergehende Lagen auswählen zu können.

3 Siehe dazu auch den Vorwurf, Systemtheorie und Kybernetik förderten eine kalte »Sozialtechnologie«, im Zuge der Debatte zwischen Habermas und Luhmann.

Beobachtungen von Input-Output-Verhältnissen geeignet sein, die kategorial ganz anders bestimmten religiösen Vollzüge zu erfassen und zu verstehen? Zudem ist der Begriff »Maschine« erklärungsbedürftig. In der Kybernetik wird darunter ein »motorisches Energiesystem« verstanden, dem ein Sensor hinzugefügt wird, der die Aktivitäten der Maschine (oder des Organismus) registrieren kann und gegebenenfalls bei auftretenden Abweichungen von einem Sollwert Korrekturen einleitet (a. a. O., 99). Heinz von Foerster weist darauf hin, dass er den Begriff *Maschine* als »Formalismus« benutzt, »der dazu dient, auf disziplinierte Weise zu argumentieren und präzise den Beweis zu führen, dass sich Mensch und Universum nicht trivialisieren lassen und das analytische Problem unlösbar ist.« (von Foerster/Pörksen 2016, 59).

Ungewohnt für ein Denken in traditionellen Bahnen ist auch die Abkehr von *kausalen Erklärungen* in der Kybernetik. Kausale Erklärungen beruhen darauf, auf *lineare Art und Weise* Input und Output bei einem System oder Organismus zu messen und in einem nächsten Schritt die ermittelten Werte in ein Verhältnis zu setzen. Kybernetiker sehen dagegen das zu untersuchende System als eine »black box« an.

Eine black box kann nicht geöffnet werden. Sie transformiert auf eine unbekannte Weise den Input in einen Output. Der Output einer *trivialen Maschine*, etwa eines Autos, in das man zehn Liter Benzin einfüllt und das dann etwa 150 Kilometer weit fährt, ist immer derselbe. Eine nichttriviale Maschine zeichnet sich dagegen dadurch aus, dass sich ihre Operatoren praktisch mit jeder Operation ändern können, weil sie etwa entschieden hat, heute nicht in der Stimmung für die vorgeschriebene Leistung (wie etwa Hausaufgaben, Steuererklärung usw.) zu sein. Deswegen ist ihr Output unterschiedlich, mal so oder mal anders. Die Dynamik und die Relationen eines Organismus sind darum nicht einfach linear ausrechenbar. Ein solches System ist prinzipiell nicht analysierbar.

Deswegen verzichten Kybernetiker darauf, herauszubekommen, wie eine black box funktioniert. Sie wählen ein grundsätzlich anderes Vorgehen. Denn ihre Entdeckung besteht in der Erkenntnis, dass ein *Arbeiten* mit dem System bzw. Organismus dennoch möglich ist. Die Forscher *beobachten* die Funktionen der black box und *experimentieren* dann mit den erkannten Funktionen. So stellen sie fest, dass, wenn sie Rekursionen (also zirkuläre Anwendungen der Operationen auf sich selbst) verstärken, sich von selbst, also *autopoietisch*, *Eigenwerte* bilden. Der Begriff »Eigenwert« stammt von dem Mathematiker David Hilbert (1862–1943) und wird auch in der Quantenmechanik verwendet. Das Phänomen lässt sich etwa bei schwingungsfä-

higen Systemen oder bei Materialversagen beobachten. Uns interessiert die Anwendung auf soziale Systeme. Hier zeigen die Forschungen, dass auch soziale Systeme als *nicht-triviale Maschinen* aufgrund des Prozessierens ihrer Eigenwerte unter Einbezug der Kategorie *Zeit* eine operative *Stabilität* entwickeln. Es bleibt zwar unmöglich, ihr Verhalten *vorauszusagen*. Aber es eröffnet sich eine neue Perspektive: die Erforschung *der Bedingungen der Möglichkeit* von Prozessen, die für soziale Systeme Innovationen ermöglichen. Hilfreich ist auch die Erkenntnis, dass Stabilität sich nicht aus Aktionen gegen die störenden Kräfte ergibt, sondern dadurch, dass diese als Quellen der Kreativität benutzt werden können. »Wir sollten«, so von Foerster, »eine Strategie verwerfen, die uns nach Dingen außerhalb unser selbst suchen lässt, und eine Strategie entwickeln, die uns erlaubt, nach Prozessen innerhalb unser selbst zu forschen.« (1993, 273).

Die Etablierung der Kybernetik als eigene Wissenschaftsdisziplin ist mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges verbunden. Eine Gruppe von Mathematikern unter der Führung von Alan Turing hatte es geschafft, die Verschlüsselung der Nachrichten der Wehrmacht zu dekodieren. Turing erfand einen Rechner, der die Codes der ENIGMA-Maschine entschlüsseln konnte. ENIGMA galt bis dahin aufgrund ihrer unüberschaubaren Anzahl von mehr als 200 Trilliarden Verschlüsselungsmöglichkeiten als »unknackbar«. Doch Turing gelang dies, und durch diese Entschlüsselung der Kommunikation war es den Alliierten möglich, die Pläne insbesondere der deutschen U-Boot-Flotte im Voraus zu kennen.

Der heuristische Weg zu diesem Erfolg war epochemachend und führte zum Beginn eines neuen Zeitalters. Denn die britischen Forscher fanden heraus, dass *Information nicht übertragen wird, sondern ein Muster oder eine Matrix* dafür sorgen, dass Information errechnet werden kann. Das Nachdenken über eine unmittelbare Lösung für die Entschlüsselung des Codes führte zu keiner Lösung, aber mit Hilfe der Klärung der abstrakten Frage »Wie funktioniert das Funktionieren?« war eine Ebene zweiter Ordnung gefunden, die die konkrete Aufgabe zu bewältigen half. Mit der Erkenntnis, dass alle Regelungen und Steuerungen durch Informationen geschehen, ist nach dem Krieg *Information* als dritte Größe neben *Materie* und *Geist* etabliert worden. Das Informationszeitalter begann.

Um die Bedingungen der Möglichkeit von Prozessen zu erforschen, wird in der Kybernetik von »Was-Fragen« auf »Wie-Fragen« umgestellt. Das Interesse richtet sich nunmehr auf eine *ontogenetische* Frage: Wie entsteht dieses komplexe Sozialsystem *Kirche*, wie funktioniert es, wie erhält es sich und wie kann es angepasst werden. Fragt man so, dann erzeugt dieses schon eine mögliche Antwort, bzw. genauer: Diese Frage erzeugt nicht nur *eine* Antwort, sondern kybernetisch gesehen die *Form von mehreren möglichen Antworten*, die auch zirkulär in den Paraphrasen der Frage zu finden

sind: Wie funktioniert das Funktionieren, was ist das Ziel dieses Ziels, was ist der Zweck eines Zwecks, den das System festgelegt hat? Wer ist der Beobachter, der dieses beobachtet? So wird die kybernetische Maxime eingeholt: *Handle stets so, dass die Anzahl der Möglichkeiten wächst* (von Förster/Poerksen 2016, 36).

Mit solchen zirkulären Fragen, die neue Möglichkeiten der Modifikation erzeugen, wird deutlich, dass nichts mehr selbstverständlich ist. Dass mit Anwendung dieses Denkansatzes auch der oder die theologische Beobachter:in zur Selbstreflexion gezwungen ist, ergibt sich aus der Logik dieses Prozesses.

In einer solchen *Beobachtung zweiter Ordnung* ist vor allem ein Ergebnis garantiert: dass sich das Wissen vermehrt, und zwar das Wissen über das eigene Unwissen.

Dieser Forschungsansatz ist deswegen für das soziale System *Kirche* von Interesse, weil auch die *Kirche* als System mit Millionen von Mitgliedern und entsprechenden Interaktionen viel zu komplex ist, um es linear-kausal zu steuern. Es stößt an die Grenzen der Beschreibbarkeit, auch wenn das Vorhandensein kirchlicher Leitungsinstanzen (bischöfliche Personen, Landeskirchenämter etc.) auf den ersten Blick im Sinne von Top-down-Hierarchien eine klare Ordnung suggeriert.

Insofern soll das Beobachtungsschema in einem ersten Schritt auf das soziale System *Evangelische Kirche in Deutschland* und seine historischen Wurzeln angewendet werden. Diese liegen ihrem Anspruch nach in der Verkündigung Jesu Christi, die sich zudem auf die jüdische Tradition bezieht. Uns interessiert jedoch die soziale Dimension der Systembildung, deshalb ist der Einsatzpunkt der Untersuchung im Corpus Paulinum gewählt (Kap. 2). Im Durchgang durch die paulinischen Briefe zeigt sich, dass schon die Urgemeinden Fragen der Leitung und Steuerung reflektieren und durch Organisation das sind, was sie sind.

In den Zeiten der »Alten Kirche« expandiert das soziale System. Untersucht werden soll, was den Erfolg ausgelöst hat (Kap. 3). In der traditionellen Forschung werden mehrere mögliche Faktoren genannt: der Widerstand gegen das Imperium, das Bedürfnis des Reiches nach einer universellen Religion, die Person des Paulus, die soziale Haltung der Solidarität und die der Kirche gesellschaftlich zugewachsene wirtschaftliche und politische Macht. Eine kybernetische Perspektive ergibt ein anderes Ergebnis: das Erfolgsprinzip bestand in der justizförmigen Regelung der internen Operationen. Diese Art der Ausdifferenzierung war weder geplant noch vorgesehen und enthält ein Problem, das in der Kirchengeschichte noch

Wirkungen erzeugt: Es führt dazu, dass die Organisation sich nicht um eine Entscheidung ihrer Mitglieder bemühen muss.

Die Kirche des Mittelalters zeichnet sich daraufhin durch ihre die gesamte Gesellschaft prägende Macht aus. In Kap. 4 wird der Grund dafür herausgearbeitet. Er liegt in der Korrelation von Strukturen und der Semantik des vorherrschenden gesellschaftlichen Differenzierungsprinzips. Theologie und Kirche waren in der Lage, Sinnzusammenhänge zu prägen, mit denen sich die stratifikatorische Ordnung begründen konnte. Doch auch in dieser historischen Epoche reproduziert sich der »blinde Fleck« dadurch, dass das soziale System sich unabhängig von den Entscheidungen der Mitglieder aufstellen kann.

In der Reformation, die in Kap. 5 in einer kybernetischen Perspektive untersucht wird, treten die Komponenten Semantik und gesellschaftliche Struktur wieder auseinander. Die Kategorie *Öffentlichkeit* entsteht und etabliert die funktionale Differenzierung der Gesellschaft und eine gesellschaftsweite Beobachtung zweiter Ordnung. Anschlussfähige Kommunikation benötigt nun Medien. Der Glaube wird zu einem dieser symbolisch generalisierten Medien. Die Einstellung zur Kirche wird wieder eine Sache der Entscheidung. Doch die *Organisation* der evangelischen Kirche in Deutschland gerät in ein theologisches Abseits, weil sie in die Hände der Obrigkeit (sog. landesherrliches Kirchenregiment) abgegeben wird.

Den Übergang in die Moderne prägt Friedrich Schleiermacher (Kap. 6). Für die Sicherung der Dynamik zwischen *den Hervorragenden und der Masse*, die für die *Zirkulation der freien Geistesmacht* entscheidend ist, setzt Schleiermacher nicht auf eine Festlegung von Ämtern oder Hierarchien, die das System steuern könnten, sondern er räumt für diese Funktion der Kirchenverfassung einen hohen Stellenwert ein. Schleiermacher setzt dadurch bereits auf eine Selbststeuerung des Systems. Das ist ein Meilenstein in der Kirchentheorie. Die verwendeten Unterscheidungen streben jedoch einen Gleichgewichtszustand an. Die Kirche als offenes soziales System zu verstehen, bleibt Kirchentheorien des 19. und 20. Jahrhunderts vorbehalten, die in Auswahl in Kap. 7 aufgeführt werden.

Zwei elaborierte Kirchentheorien der Gegenwart werden in Kap. 8 vorgestellt. Jan Hermelink benutzt für seinen Entwurf dezidiert kybernetische Begriffe wie Selbstbeobachtung, Selbstbeschreibung, Selbststeuerung und Entscheidung. Dass er das soziale System als Gegenüber von sichtbaren Instanzen der Leitung und einem Jenseits von Interaktionen des Glaubens versteht, könnte man in das in der Systemtheorie prominent verwendete Spencer-Brownsche Formkalkül eintragen. Die Conclusio, dass eine Lei-

tungsperson das System schließt und seine Einheit erzeugt, ist jedoch nur subjekt- und handlungstheoretisch nachzuvollziehen. Hauschild und Pohl-Patalong wollen ein »Denkmodell Hybrid« (s. u. Kap. 8.2.4) etablieren, doch auch hier steht die »Kategorie Subjekt« im Zentrum des Entwurfs.

Darum erhebt sich zum Abschluss dieses Kapitels die Forderung nach einer kybernetischen Wende (Kap. 8.3). In gängigen Kirchentheorien laufen die normativen Perspektiven auf eine *Rationalität des Richtigen* hinaus. Wer konzeptionell neue Freiheiten für die Entwicklung der Organisation entdecken will, muss nicht die Ekklesiologie durch Kybernetik ersetzen und nicht in einen »Reformstress« geraten, aber es kann auch nicht im Vorfindlichen verharret werden. Stattdessen ist mit dem Unkalkulierbaren zu rechnen und das Nicht-Organisierbare nach eigenen Regeln geschehen zu lassen.

Wie das geschehen könnte, soll in einer praktisch-kybernetischen Versuchsanordnung (Kap. 9) gezeigt werden. Das System Kirche wird als black box angesehen und deren Input gemessen. Zu beobachten ist, dass als Output eine religiöse Kultur produziert wird, die dem Milieu des Bildungsbürgertums der 1960er bis 1980er Jahre entspricht. Dieses Produkt erzeugt jedoch nur noch eingeschränkte Anschlusskommunikation. Deshalb wird gemäß der kybernetischen Theorie damit gespielt, die im Inneren der black box wirkenden Mechanismen testweise zu bestimmen. Sie sollen erstens als *nicht-kontingente Verknüpfung zweier kontingenter Sachverhalte*, zweitens als *Entscheidung* und drittens als *Funktion der Religion* ausprobiert werden.

Wird die black box nun mit den *funktionalen Werten* als *Rekursionen* geführt, die in den historischen Kapiteln erarbeitet worden sind, so zeigt sich ein überraschendes Ergebnis: sowohl in der Antike wie im Mittelalter ist der *Mechanismus Verknüpfung zweier kontingenter Sachverhalte* tätig. Dem System gelang auch ohne Organisationsprogramm ein In-Beziehung-setzen von externen und internen Faktoren. Deshalb konnten die von der Umwelt des Systems ausgehenden Irritationen in Informationen verwandelt werden. Dies versetzte die Kirche in die Lage, sich der gesellschaftlichen Evolution anzupassen.

In der modern ausdifferenzierten Gesellschaft sind die aufgeführten *funktionalen Werte* jedoch nicht mehr vorhanden. Im Effekt gelingt es dem System immer weniger, sich auf verändernde Bedingungen einzustellen. Es differenziert sich nur in sich selbst aus. Es gelingt daher nicht mehr, eine gesellschaftsweit plausible religiöse Semantik (zum Begriff s. u. Kap. 4.1) zu erzeugen.

Wie ist mit diesem Ergebnis umzugehen, wie könnte das Defizit ausgeglichen werden? Die neueren Kirchentheorien verweisen auf die Interakti-

on als Basis jeder religiösen Kommunikation. Daran soll hier angeschlossen werden, jedoch mit einer entscheidenden Transformation. Die *gesellschaftliche* Funktionsweise von Interaktion wird geklärt, sie wird dann im Versuchsaufbau als Umschaltenebene zwischen Gesellschaft und Organisation in Anwendung gebracht (Kap. 10).

Vor diesem Hintergrund soll als Ausblick ein Organisationsprogramm konzipiert werden, das die Freiheit schafft, die eigene Struktur des Systems in eine zweiseitige kontingente Relation zur Umwelt zu setzen. Dafür müssen Entscheidungsprämissen für die Steuerung des sozialen Systems bestimmt werden. Definiert wird eine dezidiert religiöse Prämisse, die das Verhalten plausibel selegiert und festlegt, was als systemeigener Erfolg und was als Misserfolg zu bewerten ist, so dass dann nicht mehr beliebig gehandelt werden kann. Dieses Vorgehen soll die Basisentscheidung eines Mitglieds respezifizieren, ohne in einen vormodernen autoritären Einschluss/Ausschluss-Dualismus zurückzufallen.

Um diesen abstrakten kybernetischen Ansatz für das System in seinen alltäglichen Operationen fruchtbar und anschaulich zu machen, wird der Ordnungsgedanke einer Stelle zur Anwendung gebracht. Die Entscheidungsprogramme Theologie der Kontingenz, Inklusion und Governance werden hier implementiert. Dieses Kalkül beherzigt die kybernetische Warnung, dass ein soziales System nicht in seiner Totalität reformiert werden kann. Aber wenn für ein Teil des Systems Kirche (die Stellen der bezahlten Kräfte) die identifizierten Mechanismen wie Entscheidung, Funktion und Verknüpfung von Kontingenzen wieder eingesetzt werden kann, dann wird dieses Vorgehen Effekte für die Personalpolitik und die Organisation von Kommunikationswegen zeigen. Die Hoffnung besteht darin, dass die Kommunikationen der Kirche in Deutschland dann wieder anschlussfähiger werden können. Aber wie immer bei Versuchen können auch Nebenwirkungen, Gefahren und neue Probleme nicht ausgeschlossen werden. Ein Hinweis am Schluss dieser Publikation soll das Missverständnis vermeiden, als würde der kybernetische Ansatz nur unter anderen Vorzeichen wieder eine *Rationalität des Richtigen* etablieren wollen.

Im Prinzip ist natürlich alles von dem, was hier niedergelegt ist, schon einmal geschrieben worden. Zudem sind in diesem Kompendium viele nicht erwähnt, die konstruktivistische, kybernetische und systemtheoretische Ideen in ihrer Forschung erfolgreich angewandt haben – wie etwa die *Logiker* Lars Löfgren und Gotthart Günter, *Psychologen* wie Matthias Varga von Kibed und Fritz B. Simon, *Soziologen* wie Talcott Parsons oder *Theologen* wie Michael Domsen. So ist nur zu hoffen, dass dieser Überblick die Lesen-

den dafür ausrüstet, Kybernetik zu erkennen, wenn sie in der Literatur oder den Reformversuchen der evangelischen Kirchen Deutschlands darauf stoßen.

2. Paulus als Steuermann

Ist es in den Briefen und dem Wirken des Paulus von Tarsus angelegt, dass die »kybernetische Situation«, in der die Kirche sich nun am Beginn des 21. Jahrhunderts befindet, »konfus« (Kunz 2007, 612) ist? Denn die Kunst der *Steuerung* der Kirche kommt nur in zweiter Linie neben anderen Fähigkeiten zu stehen (vgl. 1 Kor 12,28). Paulus zählt zwar *Kybernetik* zur »Gabe, die Gott eingesetzt hat«, ordnet sie jedoch dem Apostelamt, den Propheten, den Lehrern und auch den Wundertätern unter. Der Mann aus Tarsus hat jedoch besonders *als Apostel* das Amt der Leitung in den von ihm gegründeten Gemeinden ausgeübt und so deren Vollzüge gesteuert. Hat er das aber nur notgedrungen getan und wollte es aus theologischen Gründen eigentlich anderen überlassen? In seinen Briefen finden sich Namen von Mitgliedern der ersten Gemeinden (Röm 16,1–16; 1 Kor 16,10.12.17). Waren diese Gemeindeglieder mit der Aufgabe der *Steuerung* betraut? Das bleibt unklar.

Eindeutig ist jedoch, dass Paulus Anweisungen zur Gestaltung der Gemeinde erteilt. Diese füllen die Funktion einer Steuerung aus. So lobt der Apostel ein Ziel für das Glaubensleben aus: Im »Siegpreis der himmlischen Berufung Gottes ist Christus Jesus« (Phil 3,14). Paulus stellt konkrete Regeln dafür auf, wie mit den »Unzüchtigen« (1 Kor 5,1–5; 2 Kor 2,5–8) bzw. mit den »Schwachen« zu verfahren ist, die »Götzenopferfleisch« essen (1 Kor 8) und verweist »Rechtssachen« an ihren Ort in der Gemeinde (1 Kor 6,1–3). Neben christlichen Tugenden (z. B. Röm 12,9–21) und der Aufzählung von nicht gewünschtem Verhalten (z. B. Röm 1,26–31) beschreibt Paulus die Lebensform eines Christenmenschen als »Freiheit vom Gesetz« (Röm 7,6; 8,2–4; Gal 4,5) und erklärt den Vorgang, wie der Glaube an Christus überhaupt zu Stande kommt (Röm 10,17). Schließlich ist im Römerbrief ein Leitbild für die Ermöglichung und den Bestand der Sozialform »christliche Gemeinde« ausgeführt: Das Evangelium ist die »Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben (...). Denn darin wird offenbart die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt« (Röm 1,16f.).

Hat Paulus die Frage, ob Kybernetik für das Gedeihen einer Gemeinde gewinnbringend eingesetzt werden kann, für nicht entscheidend gehalten